



Selige Zeit.

Still — still . . .
Schreite du sacht . . .
Spürst du den Zauber, weit und breit?

Hörst du das feine, unirdische Klingen
Hoch in den Lüften, wie Engelschwingen?
Fühlst du das Nahen der heiligen Nacht,
Liebeverschwendender Weihnachtszeit?

Du, in der Städte drängender Hast,
Bereite dein Ohr —
Aus des Alltags Arbeit und Last
Lausche empör —
Lausche, und öffne die Seele weit
All der verschwiegene Seligkeit,
All dem heimlichen Lachen und Fragen,
All der Sehnsucht aus Kindertagen,
All dem Glück, das Erinnern geweiht:
Liebeverschwendender Weihnachtszeit!

Blicke umher —
Tritt in das Dunkel frostiger Kammern,
Laß dich von bittenden Händchen umklammern,

Laß dich von Augen, von hoffnungstoten,
Grüßen als seligen Freudenboten:
Wecke aus deiner Seele Tiefen
Ströme der Liebe, die eisig schliefen —
Laß sie steigen und überswellen,
Lichte die Schatten, verkläre das Leid
Im Glanz der Kerzen, der göttlich hellen,
Liebeverschwendender Weihnachtszeit!

Dann — dann
Hörst du im Brausen der Christtagsglocken
Engelstrolachen,
Und aus den Nebeln der Winternacht
Strahlt es dir warm und leuchtend entgegen:
Deine sonnige Jugend erwacht —
Deine Seele wird groß und weit,
Ueberflutet vom Gottessegne
Liebeverschwendender Weihnachtszeit.

Milce Frein von Gandy.

In Flammen.

Weihnachtserzählung von Elin Ameen.

Der Weihnachtsjubiläum war groß gewesen in dem reichen Herrenhause. Es hatte viele und kostbare Geschenke gegeben und keiner war vergessen worden, vom Schlossherrn bis herab zur Gouvernante und der Dienerschaft.

Eine gewisse Mattigkeit war eingetreten nach all dem stürmischen Entzücken. Der Baron hatte sich in sein Rauchzimmer zurückgezogen. Die Baronin saß gähmend in einer Sophaede und unterhielt ein erlösendes Gespräch mit ihrer jüngeren Schwester, die in einer Weihnachtszeitung blätterte. Die älteste zwölffährige Tochter des Hauses saß vertieft in ein neues Buch, und ihr neunjähriger Bruder zeigte den Dienstboten in der Küche seinen mechanischen Eisenbahnzug, der allgemeine Bewunderung erregte. Der sechsjährige Ernst und „die Kleine“ hatten sich um ein Schaf gekämpft, das blühte und benegelechte Weine hatte, bis die Kleine weinend zur Wärterin gelaufen war, um ihre Noth zu klagen und mit Raschwerk getrostet zu werden, während Erich, triumphiert in unbeschränktem Besitz seines Schafes es auf dem Fußboden spazieren ließ.

In einem kleinen Zimmer neben dem Saal saß die junge Gouvernante, Martha Karlsön, am Fenster und sah hinaus in die schneebedeckte Landschaft, wie Bäume und Büsche sich mit ihrem im Winterschnee gekleideten Konturen auf dem dunkeln, mit tausend Sternen bedeckten Abendhimmel abzeichneten. Das Zimmer war nur schwach beleuchtet von einer Glamppe mit rothem Schirm. Die in ein leichtes, weißes Kleid gekleidete Gestalt sah so schwächlich und ganz aus, daß man für ein Kind hätte halten können.

Kleine, leichte Kinderfüße näherten sich zum Zimmer nebenan — sie halten an auf der Schwelle — gehen weiter, und der kleine Ernst mit seinem kostbaren Schaf in der Hand steht dicht vor ihr. Sie rührt sich nicht, wendet nicht den Kopf. Da greift eine kleine Hand nach ihrem Arm, und Ernst sagt:

„Martha, warum sitzt Du hier? — willst Du nicht heraus kommen und mit mir spielen?“

Sie erfährt die kleine Hand und wendet ihm langsam ihr Gesicht zu — ein liebliches, siebzehnjähriges Gesicht, umgeben von einem Glorienschein blonden lockigen Haars, ein Gesicht, das in Thränen gebadet ist.

„Warum weinst Du?“ Ernst sieht sie befürzt an. „Hast Du Schelle bekommen oder hast Du Deine Parfümfasche zerbrochen, die ich Dir geschenkt habe?“

Ein schwaches Lächeln fährt über ihre vom Weinen noch zitternden Lippen, aber sie antwortet nicht. Ernst kriecht auf ihren Schoß, das Schaf fest an seine Brust gedrückt. Sie streichelt sanft über sein Haar und legt ihre Wange an seine.

„Warum spielst Du nicht mit Deinen Weihnachtsgeschenken?“ fragte er, „weil hat gefragt, daß Du hier drinnen sitzen sollst?“

„Niemand, Ernstchen,“ antwortete sie, noch mit einem Nachklang von Thränen in der Stimme, „ich sah hier nur und dachte an etwas, und da wurde es alles schwer.“

„Was? Woran dachtest Du?“

„Ein Märchen, glaube ich, war es.“

„D. erzähle es mir.“

„Aber es ist nicht lustig.“

„Das schadet nichts; habe ich es schon gehört?“

„Noch nie. . . ich las es eben in den Weihnachtslichtern dort und in den funkelnden Sternen draußen.“

„Das will ich hören,“ erzählt es, Martha.

Martha's ernste Augen blickten in den Saal, wo die kleinen, verschiedenfarbigen Stearinlichter noch am Weihnachtsbaum brennen und das bunte Konfekt und all das Glitzern und Dunkelbe beleuchten. Dann sieht sie auf den Knaben in ihrem Schoß herab, streichelt seine Wange und beginnt leise:

„Es ist weit von hier — eine ganze Tagereise — in einer kleinen Küstentadt. . . Die Häuser sind klein und altmodisch, und es gibt nur eine einzige gepflasterte Straße dort. Die Menschen sind einfach und anspruchslos und kümmern sich nicht viel um die große Welt da draußen. Die kleine Stadt hat aber ihren Weihnachtsabend so gut wie alle anderen Städte in der Welt. In einem zweistöckigen, gelbemalten Holzhaus an einer der schmalen, schneebedeckten Straßen sitzt eine Familie gerade jetzt um den Tisch im Wohnzimmer versammelt. Ein Weihnachtsbaum steht in der einen Ecke. . .

„Gerade wie unserer. . . auch so groß?“ fragt Ernst.

„Nein. . . viel kleiner, denn das Zimmer ist so niedrig, und dann ist kein Konfekt daran, nur Wachskücher und Baumwolle. Sie sitzen alle um den Tisch — die ganze Familie. Dort der Vater in seinen besten Feiertagskleidern — heil und rein, aber ach, sehr abgetragen.“

„Kann er denn nicht neue bekommen?“ fragt Ernst.

„Nicht so leicht — denn siehst Du, er ist arm, Ernst, und er wird immer älter und kränklicher und kann nicht so viel arbeiten wie früher, und es sind viele Kinder zu füttern und viele Kinder zu erziehen. Aber der Vater sieht immer noch stattlich aus, auf der Straße drehen sich die Leute nach ihm um. Und er ist rechtschaffen und gut — o, so gut, daß er seinen besten Rod nehmen und ihn einem noch Armeren anziehen könnte. Neben ihm sitzt die Mutter, grau und runzelig vor der Zeit von Arbeit und Last, aber mit einer schneeweißen Mütze auf dem Kopfe und einem warmen, strahlenden Blick in den klaren Augen. Eine solche Mutter giebt es auf der ganzen Welt nicht wieder. Sie ist keine gelehrte Frau manche finden vielleicht, sie ist einfach, aber für Mann und Kinder steht sie da wie ein höheres Wesen, denn ihre Liebe und Fürsorge ist nie ermüdet, ihre Hände haben nie eine Arbeit zu groß oder zu schwer gefunden, wenn es das Wohl von Mann und Kindern galt. Wenn sie könnten, möchten sie sie dafür jetzt in einen Gold-

stuhl tragen, ihr die Hände im Schoß zusammenlegen und zu ihr sagen: „Ruhe Dich nur, Mutter, jetzt hast Du genug gearbeitet — jetzt sind wir an der Reihe, Dich zu hegen und zu pflegen — aber, ach, ach, sie können es nicht — es ist noch weit bis zum Ziel.“

Ein kurzes Schluchzen unterbricht Martha's Erzählung, und sie wendet den Kopf von dem Knaben weg, und steht hinaus in das Dunkel des Abends.

„Haben sie keine Weihnachtsgeschenke?“ fragt Ernst.

„Doch, warte nur. — Neben der Mutter sitzt Karl, der Jüngste des Hauses, ein ungeschickter Schulknabe in ewig geflickter Jade, aber mit unerschütterlich gutem Humor, um wie böse man auch manchmal auf ihn ist, man kann es doch nicht lassen, über ihn zu lachen. Neben dem Vater in einem Lehnstuhl sitzt in Mädchen, das wie ein Kind aussieht mit seiner zusammengekrümpften Gestalt. Aber sie ist zwölf Jahre alt. Das ist Aennchen, der lahme Krüppel, mit dem bleichen Gesicht und den großen, ernsten Augen, die von so vielem Leiden sprechen, daß man meinen möchte, wenn sie einen nur ansehst. Aber sie klagt nie. Sie ist immer geduldig und mild, und wenn sie eines Tages nicht mehr da ist, wird ein leerer Raum im Hause sein, den niemand ausfüllen kann — es wird sein, als wäre ein Engel dort zu Gast gewesen — aber alle ihre guten Gedanken und Worte, alle ihre Gebuld und alle ihre warme Liebe bleiben immer da wie das Brausen von Engelsflügeln, und so kann sie nie ganz verschwinden.“

Wieder verstummt Martha, dann aber fährt sie in rascherem Tone fort:

„Neben Anna sitzt der fünfzehnjährige Knut, der in die Handelsschule geht in einer großen Stadt und bald sich selbst verlorren kann. Und auf der anderen Seite von ihm sitzt sein älterer Bruder Birger, der im Frühling das Abiturientenexamen gemacht hat und nun auf der Universität ist und studiert, was viel Geld kostet. Er ist ein lieber, guter Mensch, obgleich er sagt, es wäre kindisch, Weihnachten zu feiern; im Herzen aber fühlt er nicht so, und sieht man ihn recht an, so merkt man, wie in seinen Blick immer mehr Wärme kommt und wie sein Lächeln immer heller und froher wird, bis er zuletzt ein Kind mit den Andern ist und sich mit ihnen freut.“

„Sind weiter keine da?“ fragt Ernst.

„Nein — nur in leerer Stuhl zwischen Birger und Karl — und davor, auf dem Tisch ein Glas mit einer duftenden rothen Rose. Das ist für sie, die fort ist und die von allen Blumen die rothe Rose am meisten liebt. . .

„Wo ist sie denn?“

„Sie ist bei Fremden und verdient ihr Brot. Er ist das erste Weihnachtsgeschenk, wo sie von ihren Lieben getrennt ist — und sie sehnt sich so nach ihnen, daß ihr Herz nahe daran ist, zu brechen.“

Die Stimme versagt, und Martha kann es nicht hindern, daß ein paar Thränen über ihre Wangen rollen. „Warum reißt sie nicht nach Hause?“

„Weil sie für das Reisegeld, das sie von ihrer Herrschaft bekam, einen mechanischen Rollstuhl für ihre lahme Schwester gekauft hat und da war kein Geld mehr übrig, nach Hause zu reisen.“

„Du hast nicht gesagt, ob sie noch mehr Weihnachtsgeschenke haben. . .“

„Ja, das haben sie. Der Vater bekommt ein Padet, auf dem mit der ungleichmäßigen Schrift der Mutter steht: „Eine Ueberraschung für Vater“ — ein ebensolches Padet und dieselbe Aufschrift, wie er über zwanzig Jahre bekommen hat. Der Vater stellt sich jedes Jahr wieder gleich verwundert, und wenn er es geöffnet hat, sagt er: „Rein, Mutter, wann hast Du das alles fertig bekommen?“ Es sind sechs Paar Wollstrümpfe, immer dasselbe Weihnachtsgeschenk, und die Mutter reicht lächelnd dem Vater die Hand und sagt: „Nimm für Lieb, Vater.“

„Das ist ein dummes Weihnachtsgeschenk,“ fällt Ernst ein. „Wollstrümpfe — das ist doch nichts Schönes!“

„Das ist nicht dumm, Ernst, denn in jede Masche ist ein liebevoller Gedanke eingestrickt, jede Reihe erzählt von den fleißigen Händen der Mutter und von stillen Abenden, wo sie um die Lampe gesessen haben, wenn der Vater ihnen vorgelesen hat, während die Mutter strickte und Anna auf dem Sopha lag.“

„Haben sie keine schöneren Geschenke?“

„Schönere nicht — die Mutter aber bekommt auch ihr gewöhnliches Padet — ein großes, das sie mit derselben Bewunderung öffnet, obgleich sie weiß, was es enthält — Kleiderzeug — und sie ziert sich und sagt, es wäre zu viel, sie brauche es nicht, aber doch sieht sie so froh aus und läßt die Hand prüfend über das Zeug fahren, um zu fühlen, ob es stark und gut ist. Und so bekommt jeder sein Theil von etwas Nützlichem und Gutem. Und der Abend vergeht, die Weihnachtslieder sind herabgebrannt, der Vater hat das Gebet gesprochen und sie gehen alle zur Ruhe. Die Mutter aber schließt ihre Augen zuletzt, und es ist einschlummert, ist ihr letzter Gedank. Lei ihrer Tochter, die allein mitten unter Fremden und allen schönen Geschenken, mitten in Luxus und Ueberfluß — ihre Arme nach dem kleinen dürftigen Heim ausstreckt und mit einer brennenden Sehnsucht im Herzen ruft: Mutter, Mutter.“

Martha seht Ernst rasch auf den Boden und verbirgt weinend ihr Gesicht in den Händen. Der Kleine sieht sie befürzt und verlegen an. Er zupft sie am Rock und sagt:

„Das war kein hübsches Märchen, Martha, und warum weinst Du nun wieder? Komm lieber mit in den Saal; ich möchte einen großen Bonbon haben, der hoch oben mit einem schönen Stern darauf sitzt — komm, ehe die Lichter auslöschen.“

Martha trocknet hastig die Thränen, erhebt sich und geht in den Saal, Ernst Hand in der ihren. Sie weiß nicht, daß von der Bibliothek aus an der anderen Seite des kleinen Zimmers jemand die ganze Zeit im Dunkel gefesselt und gleichzeitg mit ihr und ihrem Märchen zugehört hat. Es ist der Bruder der Baronin, der junge Baron Axel, der zum Fest von seinem eigenen Gut her auf Besuch herübergekommen ist. Die Cigarette ist erloschen und ihm aus der Hand gefallen. Er hat nicht ein Wort verloren, nicht eine Bewegung von dem, was im Zimmer nebenan geschieht. Er erhebt sich langsam und geht in das kleine Zimmer, wo er auf der Schwelle stehen bleibt und mit Blicken voll tiefster Zärtlichkeit die junge Gouvernante betrachtet.

Ernst zeigt Martha eben, wo der Bonbon sitzt, nach dem er verlangt. Sie redt sich in die Höhe, um ihn zu erreichen, sie hat ihn — aber im selben Augenblick erlönt ein Schrei des Entsetzens gleichzeitig von ihr und dem Knaben — ein par der Weihnachtslichter haben ihre dünnen weißen Kleid erfahrt — und in einer Sekunde steht sie in hellen Flammen. . .

Ihr letztes Bewußtsein ist, daß jemand auf sie zuströmt und etwas Weißes um sie schlägt. Sie hört verwirrte Stimmen, aber sie sieht nichts. Sie hat die Empfindung, daß sie aufgehoben und getragen wird — sie weiß nicht, wohin, aber sie fühlt, von wem. Wie in einem Traum hört sie eine Stimme an ihrem Ohr flüstern:

„Mein Lieblich, Du darfst nicht sterben, Du mußt leben. . . für mich!“

Dann verschwindet alles in der dunklen Nacht der Bewußtlosigkeit. . .

Sie schneidet zwischen Leben und Tod, aber der Tag kam doch, wo die Schatten des Todes zurückwichen und die junge Lebenskraft siegte.

Auf einem Tischchen am Bette stehen ein paar dunkelrothe Rosen, und wenn sie welken, werden sie stets gegen frische vertauscht. Sie hat ihren Duft die ganze Zeit unter Schmerzen und halbwachen Träumen empfunden. Sie hat nicht zu fragen gewagt, wer sie fandte, aber sie weiß, daß sie nur auf dem Gute des jungen Grafen Axel nachsehen. Dann kommt alles wieder in ihr erwachendes Gedächtniß — der Weihnachtsabend — der Tannenbaum — wie sie in Flammen stand, die die Worte, die sie flüstern hörte. Ihr

Herz beginnt heftig zu klopfen, ihre bleiche Wange bekommt Farbe. Aber sie darf nicht so träumen. Arbeiten und entsagen heißt ihr Leben — und das will sie, für die Lieben zu Hause.

Ein Seufzer drängt sich über ihre Lippen, sie schließt die Augen, aber sie atmet den Duft der Rosen und trotz allem kann sie es nicht lassen, die ahnungslosen, rosenfarbigen Träume der ersten Liebe zu träumen. . .

„Danken darfst Du mir nicht, mein Herz,“ jagte Axel drei Tage später, ihre blasse, kleine Hand zwischen seinen beiden haltend. „Es war ja nur Egoismus von mir — nur weil ich Dich um jeden Preis am Leben erhalten wollte — für mich. Verstehst Du?“

So war es doch kein Traum gewesen! Sie hört die Worte vom heiligen Abend noch einmal; sie fühlt sich umschlossen von starken Armen, die sich um sie schlangen, als sie in Flammen stand, und ihr Kopf ruhte an seiner Brust in stiller, hingebendem Glück.

Am nächsten Weihnachtsabend sagt er, „und dann sollst Du nicht einsam sein und weinen, hörst Du?“

„Aber Vater, Mutter, Anna —“ Ihre Stimme zittert.

„Die holen wir natürlich Alle zu uns. . . und dann sind überall rothe Rosen, die duften und glühen, — aber kein leeres Platz mehr, Lieblich!“

Ihre Augen füllen sich mit Thränen, als sie voll unendlicher Dankbarkeit und Liebe zu ihm aufsteht.

„Giebt es so viel Glück?“ flüstert sie.

„Noch viel mehr, als Du weisst,“ antwortete er und küßt sie leise und innig auf beide Augen.

Weihnacht auf dem Bahndamm.

Stilge von Ferdinand Kuntel.

Der Bahnwärter Adam blickt durch das kleine Fensterchen gleichmüthig hinaus in den Flodentanz. Es ist drei Uhr und heute Christtag. Eben schlägt das elektrische Läutewerk. Der Würzburger Schneelzug hat Heigenbriden verlassen. Adam zieht den warmen Schaffelmantel an und die Mütze über die Ohren. Wie er die Thür öffnet, schlägt ihm ein Schneetrieb durch die Spalte; nordwärts schiebt er sich hinaus, um seines Dienstes zu warten, er schließt die Barriere und setzt sich in Position. Fast unhörbar durch das Schneewetter faucht der Zug heran, der Wärter bemerkt ihn erst maniac weiter vor der Bude. Vorbei schießt der Zug.

Der einzelne Wärter tritt in sein warmes Häuschen zurück. Aus dem kleinen Wandfenster tramt er eine Tafel ohne Unterlass hervor, setzt sie auf den Tisch, nimmt sein Messer aus der Tasche und blickt erwartungsvoll die Strecke entlang.

Da erscheint oben an der Kurve, die das einzige Geleise um den Heierskopf leitet, eine Frau. Sie schreiet stark aus. Zum Schuß gegen das Wetter hat sie eine Kapuze dicht um den Kopf gezogen. Ein alter Uniformsmantel umhüllt ihre Gestalt vollständig. Des Wärters Gesicht verklärt sich. Es ist sein treues Weib, das durch Wind und Schnee von Neuhütten heraufkommt, um ihm den Kaffee und was Nütziges zu essen zu bringen, denn es wird heute spät, bis der Mann nach Hause kommt.

Um viertel zwei Uhr erst passiert der letzte Zug das Wärterhaus. Und es ist ein eis, ob Christfest oder nicht, die Bahn fährt und der Posten muß befehle sein.

„Du bringst einen Wagen voll Kälte mit, Loni,“ sagt der Wärter zu seiner Frau, „mach' schnell die Thür zu, sonst krieg' ich's nimmer warm in dem Käfig.“

Das Weib seat Mantel und Kapuz ab: „Grüß' Dich Gott. Hier hab' ich Dein Kaffee und Butterbrot und Wurst und hier ist ein Tischluch und die Kapsel und Pfefferküß für die Kinder. Wann's um 6 Uhr an zu kauen fangt, dann kommen wir heraus.“

„Geh's aber die Strecke entlang, es kommt ja zwischen fünf und neun Uhr kein Zug. Im Wald liegt leht der Schnee so hoch und Ihr müßt Euch verlaufen.“

„Freilich, wir gehen so ja auch nach eine Viertelstunde näher.“ Sie hatte den Kaffee auf das kleine Ofchen gesetzt und schenkte nun dem Gatten ein. „Behü! Gott, Loni. . . Also um halb sieben bist Du da?“

„Freilich!“

Die Thür der Bude schlug zu und Adma war wieder allein. Gemüthlich beendete er sein Vespermahl, dann machte er sich langsam an die Vorbereitung zum Fest. Zunächst reinigte er das kleine Häuschen gründlich, dann holte er Tannenreisig und begann die Wände und die Dede zu schmücken.

Reiten von buntem Papier, die er in stillen Stunden geklebt hatte, zog er von Ecke zu Ecke und knüpfte sie sternförmig in der Mitte hoch.

Jetzt ein paar Schritte in den Wald und ein schönes Christbaumchen geholt. Bald war es in der Mitte des Gartchens befestigt und nun begann das Buhnen und Lichter aufzulegen.

Als der Fünftuhrzug gemeldet wurde, war alles zum Empfang der kleinen Gäste vorbereitet. Adam trat

hinaus. Der Zug kam langsam heran, bläproth glühten die Lichter der Maschine und das dicke Schneegebüde. Der Zugführer stand in der offenen Schiebehür des Vorderwagens und rief: „Adam, eine Deplage.“ Das gelbe Dienstweib flog dem Wärter vor die Füße. Er trat zurück in's Häuschen, um zu sehen, was ihm die Station mitzutheilen habe. Er las: „Arbeiterfatalitätzug eingelegt, trifft 6:10 in Westthal ein. Alle Wärter auf der Strecke sind zu benachrichtigen.“

Für ihn war das eine Unglücksnachricht. Weib und Kind waren ja um diese Zeit auf der Strecke.

Die kleinen patzichten ahnungslos durch den Schnee, und ehe sie der Mutter Zuruf retten konnte, ging das Verderben über sie hinweg. Adam sah nach der Uhr; es war halb sechs. Jetzt betraten sie vielleicht den Schienenstrang.

Den armen Wärter packte eine wahnsinnige Angst. . . die Zeit verstrich — er sah keinen Ausweg. Er warf sich auf die Kniee: „Lieber, lieber Heiland. . . heute Nacht bist du in die Welt gekommen. . . hilf mir in dieser Nacht. . . Ach meine Kinder, meine Loni. . . hilf mir.“ Der gequälte Mann schluchzte und höhnte. . .

Auf einmal sprang er auf. „Lieber das Amt als meine Leute,“ sagte er mild und wollte fort auf die Strecke stürzen. Da aber sah ihm ein rettender Gedanke durch den Kopf: Er hing seinen Mantel um den Pfosten an der Barriere, stülpte die Mütze darauf und befestigte die Laterne an einem Knopf.

Unten in Westthal schlug es sechs Uhr. Die Christglocken begannen zu läuten, der Schnee fiel unauffällig, schwer und dicht. Der Erlende sah die Strecke nicht mehr, er stolperte über die Schienen und fürzte hin. Schnell raffte er sich auf. Anstaltlos liefte er, ob der Zug noch nicht käme. Alles war still, nur das Läuten der Glocken klang abgemüht aus dem Thale herüber. Adam hümmte vorwärts. Er fühlte nicht den Schnee, der ihm in's Gesicht schlug und seine feinsten Nadeln durch Rockärmel und Westensack bis auf die Körperhaut trieb. Er fühlte nicht die Kälte, nicht die Fiebergluth in seinen Adern, nur vorwärts, vorwärts, damit er vor dem Zug seine Lieben erreichte.

Jetzt erblickte er einen ganz schmalen tödtlichen Lichtschein vor sich. . . Es mußte der Zug sein; er wollte schreien, aber er hatte keinen Ton in der Kehle. In der höchsten Anst erfahnte er keine Signalpeife. . . schritt hätte sie durch Nacht und Sturm. Es blieb Alles still. Der Lichtschein wurde; jetzt näherte er sich dem dunkler Punkt, weißlich schloß er vorwärts. Da. . . um Gotteswillen. . . der Zug. . . seine zwei glühenden Lichter blickten den Wärter an wie die Augen eines Ungehebers, das Stampfen der Maschine klang ihm wie Schreie. Er sprang zur Seite den Rain hinab. Aus den überfüllten Waggons, die leht an ihm vorüberrollten, löstente lustige Lieber. . . und nun war er vorbei. . . die drei rothen Schlußlaternen verschwanden im Schneetrieb.

Adam wirbelte es im Kopfe. Er verlor die Kraft zu denken und wurde ruhig, furchtbar ruhig. „Jetzt sind sie todt,“ sagte er sich. . . Immer weiter trieb ihn die Angst. Jetzt gelangte er an eine umgestürzte und zur Seite geschobene Drähte — der dunkle Punkt — jetzt bog er um die Kurve, da lag das Wärterhaus am Uebergang nach Neuhütten. Der Mann athmete auf. . . Gott, Du hast mich beschützt. . . sie sind nicht auf die. . . Strecke. . .

Er trat an die Thür des Häuschens und klopfte. Sein Kollege mußte ja wissen, wo Loni und ie Kinder geblieben waren.

„Ja, Adam,“ antwortete er auf die aufgeregte Frage, „ich habe eben erst abgelöst, der Michael hat Urlaub und ist nach dem Arbeiterzug nach Hause gegangen.“

Adam überlegte einen Augenblick. Blüthlich schloß ihm ein neuer, entsehtlicher Gedanke durch den Kopf. Wenn seine Leute ein Stück durch den Wald gegangen und beim Waduet, also etwa in der Hälfte des Weges die Strecke betreten hatten, mußte er sie verfehlt haben.

Er rief dem Ablöser kurz „Gute Nacht!“ zu und rannte den Weg zurück, den er gekommen. Aber er fand nichts. . . auch diesmal nichts. Da kam er in die Nähe seines Wärterhäuschens. Mutter Lichtschein zitterte ihm entgegen und beleuchtete die dickfallenden Flocken. Er blieb stehen und athmete auf. Da war es ihm, als ob er durch Sturm und Rauschen seinen Namen rufen hörte: „A. . . dam — A. . . dam!“

Jetzt erkannte er die Stimme seiner Frau, und er eilte auf sein Häuschen Arme, die sie umhüllten, die sie trugen, zu. Da stand sie in der Thür und die drei Buben drängten sich neben ihr heraus.

„Wo warst Du denn?“

„Ach Gott, die Angst. . . Ich hab' geglaubt, Ihr seid auf der Strecke.“

„O nein, der Michael am Uebergang hat uns gewarnt, wir sind durch den Wald gekommen.“

Nun wurde der Christbaum angezündet.